



Nr. 54:

Samstag, den 4. März 1905.

20. Jahrgang

Der Hochzeitstag.

Roman von H. Palmé-Payien.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„O, Du Liebste!“ stand da, „ich mußte geizen mit jeder Minute, um heute für Dich ein bißchen Zeit zu gewinnen. Daß Du nicht kommen willst, nicht kommen kannst, bereitet mir Schmerz. Andererseits bin ich wieder froh, daß es Deinem Jungen besser ergeht und Dir dadurch die mütterliche Angst vom Herzen genommen ist. Ich kann mich natürlich nicht hineinendenken in das große, selige Gefühl der Mutterliebe, aber ich verstehe Dich in Deiner Pflichttreue. Denke Dir, das Hochzeitsfest mußte verlegt werden, um ein paar Tage früher. Das gab eine Depechenjagd! Unsel Egbert hätte sonst wegen amtlicher Abhaltung nicht kommen können, Du erhältst diese Benachrichtigung noch früh genug, wenn diese meine bereits vorgestern begonnenen Zeilen, wie geplant, mit dem Nachtzuge fortgehen. Aber es fragt sich, ob ich Deine Antwort auf meinen letzten Brief, die ersuchte, noch rechtzeitig erhalte. Ehe Du etwas erfahren, erforscht hast, wirst Du nicht schreiben wollen. Wir sind auf dem Standesamte gewesen, die erste Ceremonie, ein nüchterner, kalter, weiheloser Akt! — morgen folgt die Trauung! Irma! Diese Angst, diese Zweifel! Ob Deine Nachforschungen Erfolg gehabt, ob Dir Aufklärungen geworden sind? Und Niemand hier, vor dem ich meine unruhige Seele enthüllen kann. Meine Mutter will ich nicht mit meiner Furcht quälen und Gerda versteht mich nur halb. Ich will ja nicht getrübt, ich will verstanden sein! Man mag mich schelten, schmähen, für das was ich denke und thue — gewiß viel Verlehtes, Ueberreiftes oder gar Unrechtes — oder man muß mich in meinen Beweggründen, meine Natur, mein Temperament verstehen. Und wehe mir, wollte ich mit dem Vater noch über den Brief reden. Wir sind wie Feuerstein und Stahl. Es sprühen gleich Funken wenn wir uns reiben. „Niemand wieder ein Wort von dem Biß“, sagte er im schroffsten Tone, als ich am nächsten Tag daran rührte. Ich hatte die ganze Nacht darüber gegrübelt und zuletzt den Entschluß gefaßt, mit Ulrich darüber zu sprechen. „Wenn Du das thust, so beweist Du mir, daß Du ein kindisches Mädchen bist. Die Folgen waren unberechenbar.“ Und er hielt mir eine lange Rede, wie man sich anonymen Briefen gegenüber zu verhalten habe. „Man liest sie, zerreißt sie und wirft sie in den Papierkorb“, sagte er in verächtlichem Tone. Als ob man sie damit vergessen könnte! Und ich war schon auf dem Wege, ihn zu lieben. Bisher konnte ich vor lauter Respekt nicht dazu kommen. Seine Augen sehen auf alle so stolz und gleichgültig herab und er kann so kalt sein. Er hat schöne Augen, von seltsamer Farbe, ähnlich wie Gletscheroberflächen. Mir gegenüber ist er natürlich ein Anderer, aber ich kann den achtungsvollen Ton, in dem er oftmals zu mir spricht, nicht aushalten. Und er ist fast zu zart in seiner Liebe mir gegenüber. Ob das Mangel an Leidenschaft ist? Ich weiß es nicht recht, denn er kann heftig werden, sehr heftig. Vorgestern hab' ich's erlebt. Wir gingen im Bruch spazieren. Da sah er, wie ein Junge ein Vogelnest zerstörte. Er eilte ihm nach und bis er ihn erwischt, schlug er ihn derart, daß ich dachte, er müsse ihm unter den Händen sterben. Seine Beherrschungskraft ist

aber auch groß. Ich brauchte nur meine Hand auf seinen Arm zu legen und zu rufen: „Ulrich lasse ab, bitte, laß ab!“ Im selben Augenblick kam er zu sich und ließ den Bengel fahren. Das hat mir an ihm gefallen, und daß er keine Nothheit dulden kann. Ich frage mich: würde ein solcher Mann, — ich kann's kaum hinschreiben, Irma — würde er eines Verbrechens fähig sein, eines solchen Verbrechens, worauf der Schreiber des Briefes hindeutet? Nein, nein und trotz alledem — trotzdem es mir widersinnig erscheint und sein ganzes Wesen und Thun dagegen spricht — ich kann nicht von dem Verdacht loskommen, daß irgend etwas von dem wahr sein muß! Wer würde sich erdreisten, eine so furchtbare Anklage gegen einen Unschuldigen zu erheben, die der Braut zu schreiben und zwar kurz vor dem Hochzeitstage? Vielleicht ist die Absicht dagewesen und ein Zufall hat ihn vor einem Verbrechen bewahrt! Ein zartes Weib — eine blasse Deutsche — so hatte er sich ausgedrückt, als Papa mit ihm über seine erste, kurze Ehe geredet. Sie soll kränzlich gewesen sein und ihn, als er wegen Klimafieber die Schutztruppe und damit Afrika verlassen mußte, in Bellagio gepflegt haben, über ihre Kräfte hinaus — aus Liebe. Ob er vorher selbst reich gewesen ist?

„Sonderbar ist es“, schrieb sie weiter, „daß er ersichtlich ungern, einmal und zwar mit dem Vater und dann nie wieder über die Erträgnisse seines Gutes, überhaupt über seine Geldverhältnisse gesprochen hat. Tante Hertha, in ihrer Taktlosigkeit, fragte mich gestern gleich nach ihrer Ankunft hier — die Verwandten sind nämlich schon alle da — „nun wo hast Du denn Deinen Nabel?“ Ich war entsetzt darüber, denn auch Ulrich hat es gehört. Er stand etwas abseits, wandte sich aber mit einer schnellen Bewegung um und als er sich der alten weißhaarigen Dame gegenüber sah, bezähmte er sich und sagte ruhig aber sarkastisch: „Meine gnädigste Frau, hier steht der Glückliche und das hier“, dabei legte er seinen Arm um mich, „ist mein Reichthum“. Sag' selbst, dies und viel Anderes mehr muß mich für ihn einnehmen. In solchen Momenten walt es heiß in meiner Seele auf und ich habe das Verlangen, mich an seine Brust zu werfen und ihn, was noch nie geschehen ist — aus mir selbst zu küssen. Und dennoch — wenn er meine Hand sucht, wenn er mich sanft anrührt, so durchschauert es mich. Findest Du das sehr sonderbar? Vielleicht triffst Dein Brief noch rechtzeitig ein und kann mich beruhigen. Wenn sie, die monatlang mit ihm in Bellagio gewohnt hat, Gutes von ihm meldet, so will ich's glauben, blindlings. Schreib' mir auch, wie sie aussieht, diese Asta von Heldhausen. Es kann Dir ja ein leichtes sein, mit ihr in nähere Berührung zu treten. Das mußst Du, das wirst Du thun, um meinethwillen, um meiner Seele Ruhe. Keiner ahnt, wie mir zu Muth ist und daß ich den Gedanken an den Brief nicht los werden kann. Sagt' ich's, so würde mir Mama Vorwürfe machen, Papa meiner spotten und die Schwestern mich unbegreiflich finden. — Ulrich hat mich diesen Abend, es entging mir nicht, mehrmals lange und unverwandt angeblickt, derart, daß ich verlegen wurde. „So still, so ernst?“ fragte er, einmal

leise, und als ich ihm sagte, ich fühlte mich abgespannt, schüttelte er ungläubig den Kopf. War das auch eine dumme Ausrede von mir, die ich gesund bin und Nerven habe von Stahl! Ich war nahe daran, ihn in den Garten zu locken, in ein Blumenversteck und ihm alles zu enthüllen, trotz des Verbotes und der prophezeiten „schweren Folgen“. — da kam jemand und störte uns. Ich flüchtete mich hierher in mein Zimmer, um diesen Brief zu beenden, während Ulrich mit einem Vetter im Park umhergeht und seine Abendgitarre raucht. Die Eltern wollen sich heute Abend früh zurückziehen. Leonore, Lubica und Olga können jeden Augenblick von der Dorfkirche zurückkehren, sie haben sich große Mühe bei der Ausschmückung des Altars gegeben und zeigen den Vetter und Vasetz ihr Kunststück. Gerda ruft — Ulrich wird mich sicherlich gesucht haben. Ich fürchte mich vor dieser letzten Tagesstunde, vor der schlaflosen Nacht, die folgen wird, und vor dem entscheidenden Morgen. Furcht! Ich und Furcht! Bin ich es noch? Fort mit allen Hirngespinnsten! Ich will an ihn glauben und ihm vertrauen! Ich will! Und morgen werde ich sein Weib. Ich will! Weist Du wie er mich nennt, wenn's Keiner hört und darum weiß es auch keiner: Vivacitas! weiß ich so lebhaft bin. Sein einziger Schmeichelname. Und nun zu Ende. Sei barmherzig, Liebste, und schreibe bald und sei bei mir mit Deinen Gedanken morgen den ganzen Tag und bleib meine Vertraute zu jeder Zeit, im Glück und in Herzensnoth. Es küßt Dich mit aller Liebe, deren sie fähig ist
Deine Gisela."

Die Schreiberin faltete den Brief ohne nochmalige Durchsicht zusammen und adressirte eifertig an: Frau Oberförster Irma Mehnungen in C — — Dann erhob sie sich und stand aufhorrchend da.

Es war ein schönes Geschöpf, die Glieder von edelster Symmetrie, weich und anmuthig gerundet, der Teint von zartem Gelb, das an pentelischen Marmor erinnerte. Die goldbraunen, schön geformten Augen beherrschten mit ihrem Glanz das ganze Gesicht, sie zeigten breite Lider und lange röthlich-braune Wimpern. Die kleine gerade Nase setzte schmal und zart unter der Stirn an, auf der Offenheit und Klarheit thronte, die feinen Brauen zogen sich leicht zusammen und verriethen etwas von dem krausen Sinn des schönen Mädchens.

"Gisela! Gisela!" tönte es immer wieder. Wer vermuthete sie auch in ihrem Zimmer und schreibend! An diesem Abend! Man suchte sie überall, nur nicht dort. Der eifrigste Sucher, Ulrich, fand sie. Er stand im Treppenhause und sah unter sich rothe Nesten schimmern, und da hatte er ihre Spur. Sie sprach im Portal mit dem Diener, der mit abgezogenem Hute einen Auftrag von ihr entgegennahm. In der Hand hielt sie einen Brief, der in den Nachzug, mit welchem der letzte Gast erwartet wurde, eingesteckt werden sollte.

"Sie haben mich doch verstanden, Heinrich?"

"Sehr wohl, gnädiges Fräulein."

"Dann nur schnell fort."

Ein Augenblick und das leichte von zwei schnellfüßigen Rapen gezogene Jagdgeschütz schoß die Allee hinunter und war bald dem Auge entschwunden.

Gisela wandte sich um und stand Ulrich gegenüber.

Der Baron v. d. Lüde bot das Bild eines vornehmen Landedelmannes. Tief gebräunt zeigten sich Antlitz und Hände, ein Werk der tropischen Sonne. Denn er bekümmert sich mehr um die kolonialwirtschaftlichen und kolonialpolitischen Interessen des Staates in Schrift und Wort, als um die Praxis, die Bestellung und die finanzielle Lage seines Gutes. Alles dahin Einschlägige überließ er den alten, bewährten Beamten, die während seines jahrelangen Aufenthalts erst im fremden Welttheil, dann im Süden des Vaterlandes, treu gewaltet und erfolgreich gewirksam gewesen hatten. Ulrich war ein von Lust und Bewegung gestärkter kräftiger Mann, hoch, schlank ebenmäßig gewachsen, mit einem weniger schönen als klugen und interessanten Gesicht. Wohin sein Blick fiel, sah er fest, durchdrang sozusagen den Gegenstand. Es lag etwas aufmerksam Beobachtendes in seinen Zügen. Durch Gewohnheit war dieser mimische Zug physiognomisch geworden, wesentlich unterstützt durch Temperament und regsamen Geist. Er sah insofern auch etwas älter aus als er war. Man hätte ihn für einen Vierziger halten können.

In dieser Minute, heute zuerst, hatte er seine Braut wieder lebhaft sprechen hören — einem Diener gegenüber. Es mußte wohl etwas Wichtiges sein, was sie ihm aufgetragen hatte. Seine Rathschläge gerieten aber auf falsche Fährte.

"Du beabsichtigst doch nicht, Onkel Egbert's Ankunft abzuwarten, Gisela?" fragte er.

Es lag in der sonoren, jetzt etwas gedämpften Stimme ein sehr angenehmer Klang.

"O, nein, ich denke nicht daran", sagte sie und sehte schnell hinzu: "Ich bin ja so müde."

"Und wünschst zur Ruhe zu gehen, das dachte ich mir und deshalb suchte ich Dich, um Deinen Gutenachtgruß zu bekommen. Im dunklen Park hättest Du mich nicht finden können."

Er sagte dies nicht ganz ohne Absicht. Sie sollte nicht merken, daß er im stillen befürchtet hatte, sie würde sich ohne "Gute Nacht" begnügt haben und bereits zur Ruhe gegangen sein.

Bei Gisela konnte man das gewärtigen. Durch ihr lebhaftes sprungartiges Denken und Handeln und ihre sogenannte "Bergecklichkeit" hauptsächlich in Bezug auf Begrüßungen und Verabschiedungen, gerieth sie auf so viele Kreuz- und Querwege, daß sie oft selbst nicht ein noch aus wußte und rathlos da stand, ohne ihr Thun begründen oder entschuldigen zu können oder zu wollen und zu können, denn viel Pein verursachte ihr dies nicht. Eines war ihr völlig sicher: man zürnte ihr nicht lange. Wer es auch war, der unter ihren kleinen Unarten und originellen Rücksichtslosigkeiten zu leiden hatte, keiner trug ihr dieselben nach. Dadurch hatte sich in ihr ein starker, mit Selbstbewußtsein und Herrschsucht gepaarter Eigenwille entwickelt. Auf Ulrich's Bemerkung gab sie auch eine sehr schnelle Antwort.

"Und ich hätte mich auch nicht hineingewagt."

"Doch nicht aus Furcht, das sähe Dir sehr unähnlich", antwortete er zögernd und sah sie an.

Es huschte ein Ausdruck über ihr Gesicht, den er sich nicht erklären konnte. Etwas wie Angst vermeinte er herauszulesen. Er hatte es auch noch nicht erlebt, daß seine Vivacitas ihre goldbraunen Augen vor ihm niederschlug, wie eben jetzt, und daß alles, was an ihr leuchtend, feurig und prickelnd war, das ganze, strahlende Leben ihrer Züge wie erlöschen war. Vor ihm stand ein besangenes Mädchen, eine Gisela, wie er sie noch nie gekannt hatte, in dieser Metamorphose gleichwohl reizend, ja bewundernd. Er glaubte sie plötzlich in allen ihren Gedanken, in ihren zartesten Empfindungen zu verstehen. Wenn sie ihn jetzt angeschaut hätte! Er und seine Leidenschaft! In seinen Augen flammte es, sein Athem ging schneller.

"Gisela!"

Er mußte an sich halten, um sie nicht in seine Arme zu reißen, und unwillkürlich preßte sich seine starke Hand fester um ihr zartes Handgelenk.

Sein Ruf klang wie ein unterdrückter Schrei der Liebe, aber nicht verständlich Derjenigen, der er galt. Ihr unsicher aufgeschlagenes, verschleiertes Auge erstarrte in Schreck vor diesem ihr so nahe, plötzlich so leidenschaftlich erregten Männergesicht. Das künstlich zurückgebrängte, heiße Angstgefühl vor ihm, alles was sie innerlich so stark beschäftigt und erregt, erwachte von Neuem und durchschauerte sie mit einem Gefühl ohne Gleichen. Einen Augenblick starrte sie ihn mit ganz erblaßtem, entsagtem Gesicht an, dann hatte sie sich mit einer einzigen kraftvollen Bewegung seinen Händen entzogen, und war in's Freie gestürzt. Ulrich wußte nicht, was er davon halten sollte. Er stand ernüchtert, sprachlos, bestürzt da. Was war geschehen? Hatte er Gisela erschreckt, beleidigt, oder war sie erregt, nervös und krank? Er wollte, mußte wissen, was in ihr vorging, was ihre Natürlichkeit ihre innerste Natur heute zurückgedrängt und weshalb sie vor ihm geflüchtet war.

Mit erhobenem Kopfe, flüchtig in der leeren Halle umherblickend, ob Jemand Zeuge dieser sonderbaren Szene gewesen sei, schritt er durch das Portal hinaus.

Er brauchte nicht weit zu gehen, um Gisela zu finden, denn kaum hatte er die Allee betreten, so sah er sie in der Ferne, in dem breiten Lichtstreifen, den das erhellt Portal hinauswarf, auftauchen. Sie ging langsam und kam auf ihn zu.

Er athmete erleichtert auf. Konnte er das eben Erlebte auch nicht als einen ihrer oft sehr eigenartigen, überraschenden Scherze auslegen, so doch auch nicht als etwas Besorgnißerregendes. Er bemühte sich, dies zu glauben, obgleich der Ernst ihres Gesichtes dagegen sprach. Mit ausgestreckten Händen eilte er ihr entgegen.

"Du hättest Dich erschreckt! Trage ich die Schuld?" fragte er.

"Ja und nein." Es klang unsicher, sie überfah die ihr gereichten Hände. "Gib mir Deinen Arm, bitte — führe mich in's Haus! Ich sagte ja schon, ich fühle mich heute erschlaßt, ganz nervös, Ulrich. Ich — Du — ich will's mir offen sagen" — ihre Lippen bebten, "ich hatte Furcht vor Dir." Und nur leise, kaum, daß er es fühlte, legte sie ihren Arm in den seinigen.

Sie gingen zum Hause zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Hast du alles mittelmäßig:
Herz, Vermögen und Verstand,
Bist du der Glückliche im Land.

W. Kaden.



Eine unheimliche Reise.

Frei nach dem Englischen von Sophie Spiegel.
(Nachdruck verboten.)

Nervös bin ich nicht; wenn ich also eine Stunde der schrecklichsten Todesangst, die ich durchgemacht habe, schildern will, wird man mir hoffentlich glauben, daß nur ganz außergewöhnliche Umstände meinen Mut herabzubrüden vermochten.

Gegen Ende des vergangenen Herbstes lud mich mein Großvater auf sein Gut in Thüringen zu sich. Mama ließ mich nicht gerne allein hinfahren, doch ich, ihre sehr willensstarke Tochter, schlug lachend ihre Bedenken nieder, und endlich willigte sie ergebungsvoll in die Reise ein.

„Wenn es denn durchaus sein muß, fahre wenigstens bei Tag, Ella.“

„Fällt mir nicht ein,“ erwiderte ich lachend, „ich hasse es, bei Tag zu reisen, besonders, wo ich die Gegend so genau kenne. Und der Zeitverlust! Des Nachts kann man doch beim Fahren schlafen! Nein, es ruht Dir nichts, liebes, gutes Mütterchen, heute abend geht's los und morgen früh trinke ich meinen Kaffee mit Großvater zusammen.“

Mama erhob keine Widerrede, die hier auch vollständig zwecklos gewesen wäre, und kurz vor Abgang des Frankfurter Nachtschnellzuges stand ich mit meinem Vater auf dem Abfahrtsperon des Anhalter Bahnhofes.

„Gehe doch lieber in ein Damencoupe,“ riet er mit liebevoll bittend.

„Ich, und in ein Frauenabteil! Staubst Du denn wirklich, ich würde etwas so Altsjungsferliches tun?“ entgegnete ich entrüstet, „mein, ich habe mir schon das Eichen ausgejucht, in dem ich duseln werde. Platz genug habe ich, ich bin ja ganz allein. Doch nein, dort in der Ecke liegt eine Reisebede und eine Tasche, für Unterhaltung ist also gesorgt. Und nun Lebe wohl, Papachen, mache, daß Du von dem zugigen Bahnsteig fortkommst, Du erlättest Dich sonst noch. Da gibt der Stationsvorsteher schon das Zeichen zur Abfahrt; wenn sich mein Unbekannter nicht eilt, veräümt er den Zug.“

In diesem Augenblick, der Schaffner wollte gerade die Türe schließen, eilte ein Herr mit Riesenschritten auf mein Coupe zu, schwang sich mit einem Satz hinein und ließ sich aufatmend in der mir schräg gegenüberliegenden Ecke nieder. In der nächsten Sekunde setzte sich der Zug langsam und majestätisch in Bewegung und rollte zur Bahnhofshalle hinaus.

Mein Mitreisender, den ich mit heimlicher Neugier betrachtete, war ein großer, schlanker Mann. Er hatte sich in einen weiten Mantel gewickelt und ein dickes Tuch um Mund und Hals geschlungen. Fürchtete sich wahrscheinlich vor den zwei Grad Kälte, die draußen herrschten. Wollte er aber auch diese Umhüllung im wohlbeheizten Wagen umbehalten? Nein? Denn jetzt wickelte er sich aus seinem Schatol heraus und legte ihn, sorgsam zusammengefaltet, in seine Tasche. Dann entledigte er sich seines Ueberrocks, und ich sah nun einen hübschen, jungen Herrn von vielleicht 28 Jahren vor mir. Sowohl sein großer Schnurrbart als sein kurzer, spanischer Bart und seine durchdringenden Augen waren rabenschwarz. Ich lugte zu ihm hinüber und unsere Blicke begegneten sich.

„Nun, fängst du auch an, Nerven zu bekommen, Ella?“ höhnte ich mich innerlich aus. „Darf sich denn ein Mann nicht ein Mädchen nach Belieben ansehen? Sagt nicht ein altes Sprichwort, daß selbst die Kaze den Kaiser anschauen darf? Nehmen wir also an, mein Gegenüber sei ein manier-

licher Kaiser und ich eine Majestät. Die Kaze mag uns, solange sie Lust hat, anstarren, wir werden uns in unserer Ruhe nicht stören lassen.“

Demgemäß zündete ich meine Leselampe an, denn ich wußte, daß ich unter dem Blick dieser wachsamten, dunklen Augen doch nicht schlafen konnte, holte mir einen Roman aus meiner Tasche und setzte mich behaglich in meiner Ecke zurecht.

„Ist es Ihnen unangenehm, wenn ich dies Fenster öffne?“ fragte mich plötzlich der Fremde, nachdem ich die ersten Seiten durchflogen hatte.

„Ganz und gar nicht,“ erwiderte ich und verbeugte mich fleißig. Das sollte heißen: die Kaze hat sich in Entfernung zu halten.

Dann vertiefte ich mich aufs neue in meine spannende Erzählung.

Wir fuhren jetzt in rasender Eile dahin, und der Luftzug vom offenen Fenster ward mir unangenehmer, als ich anfangs geglaubt hatte. Ich hob den Kopf, um meinen Gefährten zu bitten, doch wieder zuzumachen, aber der Anblick, der sich mir bot, war das erste warnende Vorzeichen des Schreckens, den ich hier beschreiben will.

Der Mann in der anderen Ecke hatte seine schwarze Tasche geöffnet und ihr eine sehr scharf aussehende Schere und ein Rasiermesser entnommen. Als ich zu ihm hinüberblickte, öffnete er das letztere und schärfte es langsam und bedächtig an einem lebernen Streichriemen, den er am Fensternopf befestigt hatte. Wieder sahen wir uns an, und er lächelte grimmig.

Ich fühlte mich in einer sehr unangenehmen Lage. Das Buch schließend, sah ich mit fest ineinanderverschlungenen Händen und laut pochendem Herzen da. Das Licht der Leselampe fiel voll auf meine Bänge — ich wandte mich um und blies es aus.

(Schluß folgt.)



Aus
unserm



Koch-
buch.

Liebe Schwester!

Nach unserm Gesellschaftessen haben wir wieder etwas Ruhe gehabt; wie froh wir darüber waren, kannst Du Dir denken. Es hat uns ja allen viele Freude gemacht, das große Diner — dessen Menü ich Dir im vorigen Briefe mitteilte, — herzurichten, wir waren stolz darauf, daß sogar die Zeitungen nachher das Essen lobend erwähnten, aber wir atmeten auf, als alles glücklich vorüber war.

Das heutige Menü ist wieder einfacher; für jeden Haushalt erschwinglich, wenn man einen oder zwei Gänge wegläßt. Ungefährst eignet sich's auch gut für ein Sonntagessen mit lieben Gästen. Höre, was wir auf dem Speisezetteln hatten:

- 1) Russische Sardinen mit Butter.
- 2) Eier auf indische Art zubereitet.
- 3) Entrecôte à la Mirabeau.
- 4) Kaninchen à la Marongo.
- 5) Linsenpüree.
- 6) Nusstorte.

Zu den Eiern auf indische Art läßt man in der Kasserolle einen Eßlöffel frischer Butter zergehen und fügt zwei Hände voll guten Reis dazu, den man dämpfen läßt. Fette Fleischbrühe wird darauf gegossen, der Deckel auf den Topf getan und die Kasserolle auf mäßiges Feuer gesetzt. Wenn die Körner gut ausgequollen sind, zieht man den Topf vom Feuer zurück, salzt den Reis, und tut ein Stück frische Butter dazu.

Mit dieser Masse füllt man eine Scheiterspinnne oder Muscheln und schlägt in jede Mitte ein frisches Ei, welches mit einer indischen Sauce maskiert wird, und stellt die Pfanne oder die Muscheln noch einen Augenblick auf den Herd. Dann kommt das Gericht auf eine heiße Platte, die mit einer Serviette bedeckt wird. Man serviert es sofort. Die indische Sauce bereitet man wie folgt: In Butter dämpft man eine geschnittene Zwiebel, streut eine Messerspitze Cay darüber, fügt ein Bouquet aroma-

tische Kräuter, Salz und Pfeffer hinzu und vermischt alles gut miteinander. Dem gibt man noch drei Dezilliter einer etwas dicken, weißen Sauce dazu, läßt alles gut aufwallen, bindet mit einem Gelbe, welches in einem Löffel saurer Sahne geschlagen ist, und treibt das Ganze durch ein Sieb.

Das Entrecôte à la Mirabeau nimmt man am besten aus dem Zwischen-Rippenstück eines jungen, altgeschlachteten Ochsen. Man schält die Sehnen und Knochen heraus, und schneidet es in fingerdicke Scheiben. Hat man diese leicht geklopft, Salz und Pfeffer daran getan, so läßt man sie auf dem Rost oder in heißer Butter in der Pfanne dämpfen. Auf einer länglichen Schüssel werden sie angerichtet, mit Anchovis und Oliven garniert und mit Anchovis-Butter, der man feingewiegten Estragon und etwas Kerbel hinzusetzt. Man stellt die Entrecôtes noch eine Stunde auf den heißen Ofen und gibt sie dann zur Tafel. Die Anchovisauce bereitet man folgendermaßen: Die gefalzenen Anchovis werden gewaschen, nachdem sie gut abgetropft sind, von den Gräten befreit. Dann zerlegt man sie fein mit einem Stückchen Butter und reibt sie durch ein Sieb.

Die Kaninchen à la Marengo. Man bereitet die Kaninchen, wie schon in einem der letzten Briefe mitgeteilt, sauber vor, und schneidet sie in Stücke von gleicher Größe. Diese legt man in eine Kasserolle, in welche man einen Löffel zerlassene Butter, ebensoviele Olivenöl, ein Viertel aromatischer Kräuter und eine Tasse Knoblauch getan hat, und läßt sie dämpfen. Dann solzt und pfeffert man die Stücke, gießt ein Glas Weißwein daran und läßt das Gericht schön glasieren. Zuletzt kommt noch etwas gutes Jus oder Fleischextrakt und drei Löffel Tomatenpüree hinzu, endlich zwei Duzend Champignons, die in Butter gedämpft sind. Dann deckt man den Topf zu und läßt das Gericht an der Seite des Feuers zu Ende schmoren. Beim Anrichten dressiert man die Kaninchenstücke und die Champignons auf einer Platte; fettet den Bratensatz ab und treibt ihn durch ein Sieb, maskiert das Gericht damit und serviert es bald.

Zu dem Einsenpüree werden die Einsen in einem Topf aufgesetzt und ein Viertel aromatischer Kräuter daran getan, und das nötige Salz hinzugesetzt. Man läßt sie weich werden und gibt sie durch ein Sieb. Nachdem solzt man noch einmal nach, läßt das Püree heiß werden und mischt ein Stück frische Butter und etwas Fleischextrakt darunter. Dann werden sie in eine Form getan und zu Tisch geschickt.

Wenn Du das Menü kürzen willst, empfiehlt es sich wie folgt:

- 1) Eier auf indische Art.
- 2) Entrecôte à la Mirabeau.
- 3) Kaninchen à la Marengo.
- 4) Einsenpüree.

Gutes Gelingen wünscht

Deine Kollé.



Das Ende der Pompadour stand nach der bisherigen Ueberlieferung zu der glänzenden Rolle, welche die große Kurtisane bei Lebzeiten gespielt hatte, in grossem Gegensatz. Nachdem sie den letzten Hauch getan, wurde, wie es hieß, der noch warme Leichnam mit einem schlechten Mantel überdeckt, auf eine Tragbahre geworfen und mitschleppend aus dem Schlosse von Versailles geschafft, während der Jörn des Himmels sich in einem schrecklichen Unwetter entlud. Einige Tage darauf soll die Pompadour ohne jedes Gepränge begraben worden sein. Ludwig XV., der ihrer längst überdrüssig geworden war, soll bei dieser Gelegenheit sein Bedauern in die gemüthlichen Worte zusammengefaßt haben: „Die Frau Marquise hat heute schlechtes Wetter für ihre Reise.“ Man pflegte in diesen Begebenheiten mit Gemüthung eine gewisse Sühne für all das Unheil zu erblicken, das die Pompadour über Frankreich gebracht hat und worüber Brachvogels Narziß sich so beweglich äußert. Der Geschichtsforscher Frompert, der sich auf die kürzlich aufgefundenen Rechnungen von Handwerkern und Geislichen stützt, stellt die Vorgänge anders dar. Die Pompadour endete am 15. April 1764 in ihren Räumen des königlichen Schlosses. An demselben Tage, einem Sonntage, wurde sie nach ihrer Behausung in der Rue des Refersvoirs gebracht. Das Totenzimmer war mit schwarzen Tüchern

verhängt, um die Leiche brannten Kerzen, insgesamt für 118 Livres. Zwei Priester hielten zwei Tage und zwei Nächte Wache am Sarge. Am 17. April fand ein feierlicher Gottesdienst in Notre-Dame statt. Am Nachmittage holte ein Zug von 100 Geistlichen und 24 Kindern, die große Kerzen trugen, 6 Kirchenfänger und zwei Bläser die Leiche ab. Hinter dem Sarge, der auf den Schultern von acht Trägern ruhte, marschierten 42 Diensthofen in Trauerlivres, ebenfalls mit Kerzen, und 72 Arme in schwarzen Mänteln. Unter Glockenlang betrat der Zug die Kirche von Versailles, die schwarz ausgeschlagen war; in der Mitte stand auf einem Gerüst ein Katafalk, überwölbt von einem Hermelinbaldachin. Die Feierlichkeit ging in der üblichen Weise vor sich, sie erforderte für die Kirche 85*l*, für die Lichter 1600*l*, für die Arme 403 Livres, dazu 32 Paar schwarze Handschuhe. Am Abend setzte sich der Zug nach Paris in Bewegung, denn die Pompadour hat e gewünscht, bei den Kapuzinern der Place Vendôme bestattet zu werden. Beim Verlassen der Kirche ging ein Gewitter nieder, und der heftige Wind riß einigen Bedienten den umstorten Hut vom Kopfe. Der Zug passierte die Place d'Armes vor dem Schlosse; Ludwig XV. hatte sich, nur von seinem ersten Kammerdiener geleitet, auf einen Balkon begeben. Er verharrte in nachdenklichem Schweigen und sah trotz des Regens und Sturmes dem traurigen Zuge nach, bis er in die Avenue de Paris allmählich den Blicken entschwand. Dann kehrte er in seine Gemächer zurück, zwei dicke Tränen rollten über seine Wangen, und er sagte zu seinem Kammerdiener: „Das war die einzige Ehre, die ich ihr noch erweisen konnte!“ Diese sentimentale Aufführung Ludwigs wird in dem genauen Bericht des Grafen Cheveray bezeugt, zum Charakterbild des Monarchen hätte besser das boshafte Witzwort gepaßt.

Bei der Vermählung Napoleons I. mit Marie Luise hatten die Pariser Hoflieferanten goldene Tage, besonders die Juweliere und Besitzer der großen Modemagazine. Bei großen Gelegenheiten kannte die Freigebigkeit des kaiserlichen Eroberers keine Grenzen, und so wird man sich nicht darüber wundern, daß er der österreichischen Kaiserin auch wahrhaft kaiserliche Geschenke machte, als sie in die Tuilerien als seine zweite Gemahlin einzog. Ein Medaillon mit seinem Bilde kostete 175 000 Franken, und ein anderer aus Opalen, ebenfalls von den kostbarsten Brillanten eingefast, 275 000 Franken. Für die Ausstattung der neuen Kaiserin wurden 300 000 Franken bestimmt; die Rechnung belief sich bei einem einzigen Modehändler auf 117 000 Franken. Die Lieferanten ließen nach Mäßen und Modellen arbeiten, die aus Wien verschrieben waren und Napoleon sich selbst vorlegen ließ. Als erwähnenswert, soweit Marie Luise in Betracht kommt, wollen wir noch hinzufügen, daß die Ausstattung des Bettes, in welchem sie dem König von Rom das Leben schenkte, 120 000 Franken kostete.

Gedankensplitter eines lachenden Philosophen.

Stets wird gesagt, die Liebe wäre blind.
Unsiim! Sobald ein hübsches Kind
In einen Jüngling sich vergafft,
Entdeckt sie plötzlich jede gute Eigenschaft
An ihm, die weder ihr Papa noch die Mama,
Kurz, die vorher auch nicht das schärfste Auge sah,
Und die sie selber nicht mehr sehen kann,
Sobald der Glitterwochen Zeit verrann.

Es gibt Aerzte, die einen größeren Stolz drein setzen, eine neue Krankheit zu entdecken, als eine alte zu kurieren.



Die Mode. Frau Eitel: Ich möchte einen Hut kaufen, aber modernste Façon.
Modistin: „Bitte, wollen Sie gefl. Platz nehmen, gnädige Frau und einige Minuten warten. Die Mode wechselt gerade.“
Journal amusant.